Breslauer Beobachter.

№ 14. Ein Unterhaltungs-Blatt für alle Stände. 1847.

Sonntag, den 24. Januar.

Dreizehnter Jahrgang.



Der Breslauer Beobachter erscheint wöchentlich vier Mal, **Dienstags, Donnerstags, Sonnabends** u. **Sonntags**, zu dem Preise von **Vier** Pfg. die Nummer, oder wöchentlich für 4 Nummern **Einen** Sgr. **Vier** Pfg., und wird für diesen Preis durch die beauftragten Colporteure abgeliefert.

Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum nur 6 Pfg.

Jede Buchhandlung und die damit beauftragten Commissionaire in der Provinz besorgen dieses Blatt bei wöchentlicher Ablieferung zu 20 Sgr. das Quartal von 52 Nr., sowie alle Königl. Post-Anstalten bei wöchentlich viermaliger Versendung zu 22½ Sgr. Einzelne Nummern kosten 1 Sgr.

Annahme der Inserate für Breslauer Beobachter bis **5** Uhr Abends.

Redacteur: Heinrich Richter. Expedition: Buchhandlung von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.

Ammalat Bei, der Tscherkessen-Fürst.

(Fortsetzung.)

„Nun, was sagen Sie dazu?“ rief Ammalat, „da sind wir nun Herren des Schlachtfeldes. Sehen Sie nur, wie die Schurken fliehen; ich kenne das Gesindel wohl; sie sind nur in Gegenwart ihres Häuptlings tapfer.“ Ehe der Oberst Zeit gehabt hatte, zu antworten, ließ sich ein schmerzliches Stöhnen vernehmen; der Krieger, welchen Werchoffsky verwundet hatte, erhob mühsam den Kopf, und bat die beiden Reiter, ihn nicht den wilden Thieren des Gebirges zu überlassen. Alsbald näherte sich der Bei ihm, und stieß einen Ausruf der Verwunderung aus, als er einen der Nukers des Sultan Achmed in ihm erkannte. „Wie? was machst Du hier?“ rief er ihm zu. „Der Satan hat mich versucht,“ versetzte der Verwundete; — „der Khan hatte mich nach dem Dorfe Kemekh gesandt, mit dem Auftrage, dort einen Brief an den berühmten Hakim (Arzt) Ibrahim zu bestellen und von ihm ein gewisses Kraut zu holen, das alle Krankheiten heilen soll. Zu meinem Unglück traf ich Schermadan unterwegs, der zu mir sprach: „Komm mit mir, ein Armenier ist von Kuba weggegangen mit vielem Gelde, und ich weiß, wo er vorüberkommen wird; wir wollen ihn plündern, und Du sollst einen reichen Antheil an der Beute haben.“ Ich konnte nicht widerstehen.... Allah il Allah, er hat mir meine Seele genommen.“ „Wie, der Khan hat Dich nach Arzneien fortgesandt, sagst Du? Wer ist denn krank bei Euch?“ rief Ammalat. — „Unsere Khana Seltanetta liegt am Tode,“ erwiederte der Räuber, „hier ist der Brief, der ihre Krankheit schildert. Bei diesen Worten übergab der Mann aus Awar dem jungen Bei ein silbernes Röhrchen, worin ein zusammengerolltes Blatt Papier steckte.

Kaum hatte Ammalat einen Blick auf das Schreiben geworfen, so ward er todtenbleich, ein entsetzliches Beben durchschauderte seinen ganzen Leib, seine Zähne klapperten, und sein Blick ward stier und unheimlich. „Drei Nächte!“ stammelte er mit gebrochener Stimme, „drei Nächte schon liegt sie im Fieber wahnwitzig, und kann nicht schlafen! — o, und ich bin weit von ihr, die um meinetwillen leidet; ich muß ruhig zusehen, daß die Seele meiner Seele sich anschickt, die Erde zu verlassen und mich hier zu lassen wie einen Leichnam! — Die Rose von Awar welkt dahin — Oberst!“ rief er, und ergriff die Hand seines Gefährten, „ich muß scheiden, muß fortgehen; gewähren Sie mir nur diese einzige Gnade, und bleiben Sie nicht taub für meine Bitten; erlauben Sie mir, sie noch einmal zu sehen.“ — „Von wem sprecht Ihr denn, mein Freund?“ fragte der Oberst, dem der junge Bei nie das Geheimniß seiner Leidenschaft anvertraut hatte. „Von meiner Seltanetta, der Tochter des Khans von Awar, die ich mehr liebe als mein Leben; sie liegt am Tode, ist vielleicht schon gestorben, und ich verliere die Zeit mit leeren Worten.“ — „Mein Freund,“ entgegnete der Oberst, „ziehet hin, wohin Euch Euer Herz zieht; möget Ihr ihr Gesundheit wiederbringen und mit Freude und Ruhe heimkehren; ich wünsche Euch eine glückliche Reise, Ammalat.“

Das beste Heilmittel.

Ammalat schwang sich auf sein Pferd, nahm den Verwundeten vor sich auf den Sattel, und schlug den Weg nach dem Dorfe Kemekh ein. Als er dort den Krieger der Pflege des berühmten Arztes anvertraut und kaum das Kraut empfangen hatte, welches der Khan verlangte, nahm er vier Nukers mit sich, und machte sich auf den Weg nach Awar. Seine Reise war so eilend, daß er zwei Pferde zu Tode ritt und drei seiner Gefährten unterwegs zurückließ; am Abend des zweiten Tages sah er schon den Rauch der Feuerstätten von Khunzak emporwirbeln. Als er im Dorfe anlangte, ritt er mit unverminderter Eile durch die gewundenen Gassen, den steilen Hügel hinauf, dessen Kuppe das Schloß des Khans schmückte, setzte mit seinem Pferde über die Umzäunung des Hofs, sprang dann vom Pferde, und durcheilte die wohlbekannten Gänge, die zu Seltanetta's Gemach führten, indem er unterwegs die Nukers und jungen Sklavinnen zur Seite stieß und niederrannte. Der Khan und sein Weib waren im Zimmer der Kranken, allein er kehrte sich nicht an sie, stürzte hin zum Bette seiner Geliebten und sank fast ohnmächtig vor ihr in die Knie. Seltanetta, über welche der Tod bereits seine schwarzen Schwingen ausbreitete, schien auf einmal aus tiefer Lethargie zu erwachen. Ein rosiger Hauch verklärte ihre bleichen Wangen, und ein neuer Lebensfunke sprühte aus ihren Augen. Ammalat stieß einen Ausruf der Verzweiflung aus, während ein unwilliges Gemurmel von Seite des Vaters sein plötzliches Eintreten lohnte. Die Stimme des jungen Bei schien die im Scheiden begriffene Seele der Kranken noch einmal zurückzurufen; sie streckte die Arme aus und sprach mit schwacher Stimme: „Bist Du es, Ammalat? Allah sei gesegnet! Nun bin ich wieder glücklich!“ Ein Lächeln überflog ihre bleichen Züge, ihre Augen schlossen sich, und sie sank wieder in ihre erste Fühllosigkeit zurück. Der junge Bei hörte und verstand die Fragen des Khans nicht, man hatte große Mühe, ihn aus dem Gemach der Kranken hinwegzuschleppen. Er bat Achmed flehentlich, ihn hier zu lassen, er weinte wie ein Kind, und klammerte sich an die Thüre an, seine Verzweiflung hatte seine Vernunft verwirrt.

Die Wiederkehr des jungen Tataren hatte indeß einen heilsamen Einfluß auf die Kranke ausgeübt; was die Kunst des Arztes nicht vermocht hatte, war dem Klange der geliebten Stimme auf einmal gelungen. Seltanetta wäre nicht an ihrer Krankheit, deren Wuth bereits ausgetobt, sondern an Sehnsucht und Erschöpfung gestorben; es bedurfte einer gähen Erschütterung, um den zum Erlöschen bereiten Lebensfunken wieder aufglimmen zu machen, und diese heilsame Umwandlung war Ammalats Werk. Die ungeschwächte Jugendkraft siegte, und nach einem langen friedlichen Schlummer fühlte sich die Khanom von neuer Lebenskraft durchglüht. Als Sultan Achmed am andern Morgen sah, daß er unmöglich eine Antwort von dem jungen Tataren erhalten konnte, führte er ihn selbst zu seiner Tochter. Obwohl Seltanetta zu diesem Besuch vorbereitet worden war, empfand sie doch auf's Neue eine lebhafte Aufregung, als sie den Mann wieder sah, den sie so glühend liebte und so lange vergebens erwartet hatte. Keines von Beiden vermochte zuerst ein Wort zu sprechen; Ammalat zitterte, und der Blick der Kranken schien ihm zu sagen: „Ich bin glücklich, ich klage Dich nicht an, aber ich habe viel für Dich und durch Dich erduldet.“ Die Rosen der Gesundheit blühten allmählig auf den Wangen des jungen Mädchens wieder auf, und Alles ging seinen gewöhnlichen Gang; der Khan wurde niemals müde, Ammalat über die Schlachten, die Heeres-Eintheilungen und Kriegskunst der Russen zu befragen. Die Khanska ermüdete ihn mit ihren Fragen über die Sitten der russischen Weiber, und die beiden Liebenden waren glücklich, wenn sie sich nur ansehen oder von ihrer gegenseitigen Liebe reden konnten. Bald indeß schien sich Schwermuth des jungen Bei zu bemächtigen. Seine Stimmung wechselte häufig, und manchmal unterbrach er sich plötzlich inmitten eines lebhaften Gesprächs, um einen lebhaften Seufzer auszustoßen. Zuweilen rann eine dicke Thräne über seine Wangen, und oft erbebte er wie von plötzlicher Wuth erfaßt, legte die Hand an seinen Dolch und verfiel alsdann in düstere Träumerei. Eines Tages, als er eben wieder von einem Anfalle von Schwermuth überkommen war, schmiegte sich Seltanetta zärtlich an seine Brust und flüsterte ihm in's Ohr: „Asis (Geliebter), Du bist traurig, bist Du meiner überdrüßig?“ — „Schmäle nicht so, Seltanetta!“ entgegnete er, „verkenne nicht so den, der Dich mehr liebt, als das Leben; aber ich habe jetzt die Höllenqual der Trennung kennen gelernt, und kann nicht ohne den tiefsten Schmerz daran denken. Es wäre mir tausend Mal weniger schmerzlich, mich von meinem Körper zu trennen, als von Dir?“ — „Denkst Du denn daran, mich zu verlassen?“ rief sie, „willst Du es denn wirklich?“ — „Vergifte nicht die Wunden meines Herzens durch Deine Zweifel!“ rief er. „Seither hast Du geblüht wie eine Rose und geschwärmt wie ein Schmetterling, Deine Wünsche waren allein Deine Pflichten; allein ich bin ein Mann, und das Geschick hat für mich eine Kette geschmiedet, die ich nicht zerreißen kann, die Kette der Dankbarkeit, sie bindet mich an Derbend.“ — „Pflicht! Dankbarkeit! Bestimmung!“ sprach Seltanetta traurig, und ließ ih reizendes Köpfchen auf die Brust herniedersinken.

„Ein heiliges Band kettet mich an die Russen, und so lange Dein Vater

nicht mit ihnen versöhnt ist, wird er nie in unsere Verbindung willigen." — „Ach!" versetzte Seltanetta, „Du kennst leider den Vater genau." — „Oft schon habe ich mit Sultan Achmed von unserer Liebe gesprochen, habe ihm meine Wünsche und Hoffnungen mitgetheilt, allein stets hat er mir erwiedert: „Schwöre mir, ein Feind der Russen zu sein, und ich willige alsbald in die Gewährung Deiner Wünsche." — „So sollen wir also aller Hoffnung Lebewohl sagen?" fragte die Khanom. — „Warum denn der Hoffnung, Seltanetta, und nicht lieber Awar Lebewohl sagen?" fragte Ammalat. — „Ich verstehe Dich nicht," erwiederte sie. — „Liebe mich mehr als Alles in der Welt, mehr als Deinen Vater, Deine Mutter, Dein Heimathland, und Du wirst mich begreifen; ich kann nicht leben ohne Dich, und doch will man mir nicht erlauben, mit Dir zu leben; wenn Du mich liebst, so laß uns zusammen entfliehen." — „Fliehen?" rief sie, „die Tochter des Khans sollte entfliehen, wie eine Sklavin, wie eine Verbrecherin? Sie sollte fliehen und den Fluch ihres Vaters auf sich ziehen, die Thränen ihrer Mutter rinnen machen? O das wäre entsetzlich! abscheulich!

Die Abreise.

Seltanetta verbrachte in Thränen ihre Tage, und Ammalat drang nicht ferner in sie, ihm zu folgen. Sie hatte sich Anfangs empört gegen den Gedanken an Flucht, allein Angesichts der düstern Verzweiflung ihres Geliebten, vermochte sie am Ende nur noch an die Leiden zu denken, die sie ihm verursachte. Sie vergaß sich selbst vor dem Schmerze dessen, den sie mehr als sich selbst liebte, „Asis!" sagte sie eines Tages zu ihm, „die Flamme der Liebe soll nie mein Gewissen verblenden; ich weiß, daß die Tochter, die das Haus ihres Vaters flieht, einen großen Fehler begeht, ich weiß es, und dennoch willige ich ein, zu entfliehen, und ergebe mich Dir. Nicht Deine Rede hat mich besiegt, sondern mein eigenes Herz." Sie kamen überein, daß Ammalat am Abend unter dem Vorwande, auf die Falkenjagd zu gehen, mit seinen Nukers hinausreiten sollte; er wollte alsdann mit Einbruch der Nacht nach Khunzak zurückkehren und sich auf verborgenem Pfade dem Schlosse des Khans nähern; — Seltanetta sollte alsdann die Decken ihres Bettes an die Fenster knüpfen und sich so in die Arme ihres Geliebten herabgleiten lassen, der mit ihr nach Derbend entfliehen wollte. Ammalat befahl seinen Nukers, sich heimlich zum Kampf und zur Flucht zu rüsten, dann wartete er mit fieberischer Spannung und Ungeduld, bis die Sonne am Horizonte herniedersank; wie ein schwer beladener Karren zog die Zeit an ihm vorüber.

O leichtsinniger junger Mann! Wer giebt Dir Gewißheit, daß Deine Schritte nicht erspäht, Deine Worte nicht im Fluge erhascht sind! Ammalat erschien mit Einbruch der Nacht unter dem Fenster der Geliebten und wartete lange Zeit, allein Seltanetta kam nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Barbier.

(Fortsetzung.)

Nach seiner Unterredung mit dem Marschall von Frankreich schritt der Barbier langsam seiner Behausung zu, überall auf seinem Gange Freunde, Clienten und Brüder grüßend, die gleich ihm begeistert glühten für Freiheit und Unabhängigkeit. Seiner Wohnung nahe, bemerkte er drei Franzosen, die vor seiner Hausthür standen, durch die offenen Ritzen der wenig dichten äußern Verkleidung mit ziemlicher Unbescheidenheit in das Innere des Ladens schauten, und einen Gegenstand in demselben mit neugierigen Blicken zu betrachten schienen. Lange und aufmerksam sah er dem unbescheidenen Treiben der drei Männer zu, als wollte er sich ihr Aussehen wohl einprägen, um sie früher oder später einst wieder zu erkennen, und ahnte leicht in den jungen Offizieren drei jener unerschrockenen Helden, diewährend des ganzen spanischen Krieges bei allen Gelegenheiten auf zwei Arten Madonnen Jagd machten: auf gemalte und lebende. Balthazard besaß keine Jungfrau von Velasquez oder Murillo in seiner Wohnung; aber er hatte seine Frau da, einheiliges, herrliches Weib, so schön, so göttlich, wie die keuschen, erhabenen Schöpfungen der spanischen Malerei.

Zornröthe färbte des Spaniers Wangen; wüthend stampfte er mit dem Fuße; an allen Gliedern zitternd trat er näher. In demselben Augenblicke machten die Offiziere, wahrscheinlich des fruchtlosen Schauens müde, Anstalt sich zu entfernen, noch ein langer, letzter Blick in den beneidenswerthen Laden des Barbiers, und sie gingen lachend von dannen.

Tags darauf klopfte ein Lieutenant vom 6. Infanterie-Regiment nach Soldatenart, das heißt ziemlich kräftig an Balthazard's Thür. Der Barbier öffnete dem ungeduldig Harrenden und erkannte in ihm sogleich — einen der drei Offiziere vom vorigen Tage. Der unwillkommene Gast überreichte eine Quartieranweisung auf das Haus des Barbiers, der Befehl lautete bestimmt, und der überraschte Wirth leistete ohne Widerrede Folge.

Drei Tage lang ging Alles ganz gut, der Barbier war ernst und gemessen, aber höflich, und der Offizier betrug sich artig und zuvorkommend gegen den Wirth und gesprächig und geistreich gegen dessen Gattin . . . Auch war er wohl einmal kühn genug, ihr die Hand zu küssen. Da verschwand eines Abends der Einquartierte für immer aus dem Hause Balthazard's, und alle Nachfragen und Nachforschungen um den Vermißten blieben erfolglos. Wo er ein Ende genommen, das wissen wahrscheinlich nur Gott und — der Barbier.

Etwa eine Woche nach dem geheimnißvollen Verschwinden des Offiziers begehrte im Hause des Barbiers ein Capitain von demselben Regiment Einlaß, in welchem Jener ohne Mühe einen Zweiten jener drei ihm verhaßten Offiziere erkannte. Auch er war Ueberbringer eines Quartierbillets, und der Spanier unterzog sich auch dieser zweiten Probe ohne Murren.

Der Capitain brauchte oder mißbrauchte ganz nach Bequemlichkeit das Recht der Gastfreiheit: er prahlte, zankte und tobte nach Herzenslust, betrank sich, wetterte und fluchte teufelmäßig, und ging in seinem wilden Treiben so weit, daß er mit seinen ungeweihten Lippen zwar nicht die Hand, aber den schönen, weißen, weichen Nacken der jungen Frau berührte . . . Plötzlich verscholl in einer Nacht der Capitain, wie der Lieutenant, und er, wie sein armer Kamerad blieb für ewig verschwunden.

Der Marschall Suchet ordnete Nachsuchungen und Verhöre in der ganzen Stadt an; aber Steine und Lippen waren stumm, und die Sache ward bald vergessen. In jener Zeit, während der immer wiederkehrenden Greuelscenen dieses schauderhaften Krieges, galt ja ein Menschenleben so wenig!

Kurze Zeit darauf ließ der Oberst des unglücklichen 6. Regiments selbst seine Waffen und Kleider in Balthazard's Haus tragen und gab Befehl, für die folgende Nacht ein gutes Bett und ein reichliches Mahl bereit zu halten. Die Nacht brach an, das schönste Zimmer des Hauses war zum Empfange des Fremden in Bereitschaft gesetzt und die Abendmahlzeit aufgetragen. Der Oberst erschien und ließ den Barbier rufen, um ihn nach einigen Dingen zu befragen. Siegend eilte der Gerufene herbei, und vor ihm stand — der Dritte jener unglücklichen Drei, der einzige noch Lebende, den wahrscheinlich der Böse selbst in seine Macht gab.

Dieser Letzte war wenigstens ein unendlich liebenswürdiger Mensch: ein Oberst von 25 Jahren, einer jener Obersten, welche nach jeder Waffenthat, nach jedem Siege ein Sonnenstrahl des Kaiserreiches schuf, welchen, gleich verzogenen Kindern, der Haß und die Liebe von ganz Europa folgte. Der Oberstentitel ist ein schöner Titel, das Alter von 25 Jahren aber, eine vortreffliche, überall willkommene Zugabe, übt stets einen ganz besondern Reiz, vorzüglich wenn ein berühmter Name und Körperschönheit, verbunden mit Sanftmuth und Herzensgüte, mit Mannesstärke und Heldenmuth, den Rang begleiten.

Zum ersten Male in seinem Leben empfand Piédra Mitleid mit einem Fremden, einem Feinde, einem Franzosen. Er war erstaunt, in Lucien v. Marigny so viel Hoheit mit so großer Jugend gepaart zu sehen; er wurde täglich mehr inne, wie unerschütterliche Festigkeit, verborgen durch die natürliche Anmuth und Liebenswürdigkeit seines Benehmens, ein Grundzug im Charakter seines Gastes war. Die besondere Höflichkeit des Jünglings, die glückliche Wendung seiner Gespräche, und vor allem die Bescheidenheit seiner Blicke, Worte und Geberden siegten endlich über Balthazard's Groll und verscheuchten ihn wie durch Zauber: er gab sich mehr und mehr der verführerischen Lockung einer Verblendung hin, die er nie gekannt, nie geahnt hatte, die ihm Ruhe zu schaffen schien von seinem fürchterlichen Hasse! er vermochte es über sich, ohne Erröthen die Stimme eines Feindes zu hören, der ihm von Frankreich erzählte, und von Frankreichs Ruhm, von seinem großen Kaiser und von seines Kaisers großem Reiche! mit einem Wort, der schöne Femdling hatte den rachsüchtigen Barbier so umstrickt mit seinem Zauber, daß Dieser, ohne vor Wuth zu erbeben, ruhig anhörte, als Lucien zu der herrlichen Frau im schmachtenden Tone sagte:

„Martha, Ihr seid wohl schön in Eurem Vaterlande, aber in Frankreich wäret Ihr die Schönste!'

(Fortsetzung folgt.)

Beobachtungen.

Die Menschen vor und nach dem Essen.

Mit allerlei weit ausgeholten Forschungen suchen wir oft die Seelenzustände der Menschen zu erklären, und übersehen oft die nächsten Ursachen.

Das Leben vieler Menschen ist oft nichts als eine Mosaik von Stimmungen. Aus der Ferne betrachtet erscheint es uns als ganzes einheitliches Bild; in der Nähe ins Auge gefaßt, sehen wir die Einzelstücke, die neben einander gelegt sind.

Ohne den ganzen Seelenzustand aus physischen Grundlagen und augenblicklichen Dispositionen erklären zu wollen (denn das hieße die Ewigkeit und Unabhängigkeit der Menschenseele aufheben) können wir doch unser Augenmerk auch bisweilen auf weniger beachtete äußere Veranlassungen richten.

Manche Leute, die im Allgemeinen liebenswürdig sind, geberden sich Morgens unmittelbar nach dem Aufstehen mürrisch, abstoßend und gereizt; Andere sind es, wenn sie schläfrig werden; häufig aber werden Viele, je tiefer es in die Nacht hineingeht, um so aufgereizter, mittheilsamer und unbefangener. Menschen, die einsam zu leben gewohnt sind, werden des Morgens leicht durch irgend eine Störung, ja durch die kleinste Veranlassung ärgerlich.

Am unmittelbarsten treten aber die Stimmungen Vieler hervor, unmittelbar vor und nach dem Essen. Vor dem Essen ärgern sich viele Menschen gar leicht über sich selber und Andere. Der Hunger bringt eine gewisse Unruhe in den Menschen, ja sogar eine gewisse Unfreundlichkeit; man gesteht sich nicht gern, daß der Hunger die Ursache ist. Der Phlegmatische wird heftig, der Ruhige ungeduldig, der Wohlthätige oft hart, der Freundliche barsch, wenn etwas ungeschickter Weise zwischen ihn und die dampfende Schüssel tritt. Diese Viertelstunde vor zwölf oder vor ein Uhr ist der reizbarste Punkt des Tageslebens. Hat es die Gattin versäumt, zur bestimmten, festgesetzten Stunde das Essen in Bereitschaft zu halten, vermag sie oft durch keine Freundlichkeit und Zuvorkommen-

heit das Gemüth des Mannes, der von der Werkbank, von der Kanzlei rc. rc. nach Hause gekehrt ist, zu erhellen; er hört nur halb auf Alles, was ihm gesagt wird, und lauscht sehnsüchtig nach dem Klappern von Messer und Gabel. Die Kinder, die ihm ihre Schulzeugnisse vorlegen wollen, vertröstet er nach Tisch, auf jene glückselige Zeit, wo die gestörte Harmonie wieder hergestellt ist.

Das ist die dunkle Seite des Gemäldes. Anders wird es nach dem Essen. Da sind fast alle Menschen in guter Gemüthsstimmung. Natürlich auch, denn je heftiger eine Pein war, desto größer ist das Vergnügen, von ihr befreit zu sein, und wenn die gierigen Mahnungen des Appetits befriedigt sind, so üben nicht nur die guten Eigenschaften wieder ihre Gewalt über das Menschengeschlecht, sondern die schlechten verbergen sogar ihre unscheinlich gewordenen Häupter. Die Chinesen glauben, daß die Gefühle und die geistigen Fähigkeiten ihren Sitz im Magen haben, und wahrhaftig, wenn man die vollständige, moralische Umwandlung betrachtet, die unmittelbar auf das Essen folgt, so verliert jene Behauptung die Hälfte ihrer Abgeschmacktheit. Will man Leute beschreiben, die gegessen haben, so braucht man nur, um die Umwälzung, die nach dem wichtigen Geschäfte stattfindet, ins rechte Licht zu stellen, die Eigenthümlichkeiten derer anzuführen, die noch nicht gegessen haben. Dem Verzweifelnden blühen neue Hoffnungen; der Heftige wird geduldig; der Schwermüthige lächelt heiter; der Knauser theilt Armen Almosen mit, und der Menschenfeind wird ein artiger Gesellschafter. Nach dem Essen nimmt man sogar Unglücksnachrichten leichter auf, als zu irgend einer andern Zeit. Ich kannte einen Mann, dem die üble Botschaft: er habe einige tausend Gulden verloren, gerade nach dem Mittagsmahle zukam, wo er sie ohne einen Seufzer aufnahm; wäre sie in seiner vormahl zeitlichen Erregbarkeit angelangt, ich wüßte nicht, welch einen traurigen, nachtheiligen Eindruck sie auf ihn gemacht haben würde, denn er hatte gerade an demselben Tage den heftigsten Zorn über die Nachlässigkeit der Dienerschaft geäußert, weil das Mahl erst fünf und eine halbe Minute nach der bestimmten Zeit angesagt worden war.

Außer dem, daß schon die inneren Eigenschaften diejenigen, welche gegessen, und die, welche nicht gegessen haben, in zwei ganz verschiedene Klassen absondern, giebt es auch äußerliche, sichtbare Zeichen, durch welche man sie unterscheiden und erkennen kann. Da seht einmal den Mann, der aus dem Comptoir, aus der Kanzlei mit allen Anzeichen der größten Hast nach Hause rennt — er hat noch nicht zu Mittag gegessen — und dem zum Unglück ein Bekannter in den Weg rennt und mit ihm plaudern will! Wie er sich hin und her wendet, nicht weiß, wie er entkommen soll, und ärgerlich wird. Vielleicht will er gar über Geschäfte mit ihm sprechen, ihn um etwas bitten; nun wahrhaftig, da wird der arme Bittsteller schlimm angehen. Wer in allem Welt wird auch einen Hungrigen um eine Gefälligkeit ersuchen oder gar sein Interesse für eine wichtige Sache anregen wollen! Wie kann man in solcher Gemüthsstimmung sich bei derartigen Gegenständen zuvorkommend zeigen. Ja, wenn man ihm irgend ein pikantes Tagesgeschwätz erzählt, z. B. daß Baron Z. wegen Schulden verklagt sei und man nun auf einmal wisse, durch welche Mittel er ein so großes Haus gemacht — so etwas läßt sich hören. Die allgemeine Redensart „vom Wetter" wird schon weniger beifällig aufgenommen; da schaut der Hungrige verdrießlich nach allen vier Weltgegenden, und findet, daß wir den Westwind noch lange nicht verlieren werden, folglich noch lange kein schönes Wetter zu hoffen haben. Natürlich führt dies auch auf die Lage des Landes, worüber er ganz im Klaren ist, es wird ein Fehljahr geben, der Pauperismus wird überhand nehmen, Hungersnoth und Mismuth von allen Ecken und Enden drohen und die Mittel zur Abhülfe sich immer schwerer finden lassen. Gleichsam um seine Behauptung zu bekräftigen, schleicht ein Bettler daher und bittet um eine kleine Unterstützung. — „Scheer Er sich zum T—, oder ich rufe die Polizei!" antwortet der reiche hungrige Kosmopolit auf das Flehen des Armen.

Kommt der Herr endlich bei seiner Hausthüre an, so reißt er an der Glocke, daß es durch das ganze Haus dröhnt und schmettert und die Mägde der Küche in eine erschreckliche Thätigkeit versetzt. „Ist das Essen fertig?" ruft er dem öffnenden Dienstmädchen entgegen, und die antwortet auf alle Gefahr hin: „Ja, Herr!" rennt aber, was sie kann, sogleich zur Jungfer Köchin, und beschwört sie, ihre Lüge zur Wahrheit zu machen. Der kleinste Lärm der Kinder in ihrer entlegenen Kinderstube ärgert ihn, und seine Gattin, welche ihm einen von ihm gewünschten Einkauf zeigt, entsetzt er durch die heftigen Worte: Wie hast du solch geschmackloses Zeug kaufen können! So wie der Minutenzeiger der Zwölf sich nähert, beginnt er mit der Gattin eine vorläufige Abhandlung über die Vortheile der Pünktlichkeit, welche bei jeder Sekunde nach dem Glockenschlage ernsthafter wird und endlich zu der Heftigkeit des Vorwurfs sich erhebt; da — glücklicher Augenblick — trägt man die Suppe auf! Jetzt bekommt Alles ein anderes Aussehen bei dem Hausherrn, er ist wie umgewandelt. Zwanzig Minuten reichen hin, um ihn zu dem Manne zu machen.

Jetzt wollen wir ihn ein wenig betrachten, nachdem er gegessen hat! wie er so behaglich in seinem Lehnstuhl liegt und in allen seinen Mienen die vollkommenste Zufriedenheit ausdrückt. Sonderbar! Die vorher so harte Stimme ist nun auf einmal weich und sanft! und seht nur, wie er, der vorhin so kurze, mürrische Antworten gab, so zärtlich und liebevoll spricht! die Cigarre dampft lustig und läßt ihn in seligen Wolken schweben und athmen. Er kneift seinem Aeltesten die Wangen, der ein gutes Zeugniß aus der Schule gebracht, und verspricht ihm ein Eichhörnchen, und malt ihm aus, wie dessen Käfig sein soll. Die Stunde nach dem Essen wird deshalb von vielen klugen Frauen als diejenige gewählt, wo sie ihre Bitten dem Regenten des kleinen Hauskönigthums ans Herz oder zu Füßen legen, allein die prächtige Regel sollte zum Nutz und Frommen des häuslichen Friedens viel bekannter und geehrter sein. Die Stunde nach dem Essen ist die „Schmeichelstunde." Kommt ein Freund um diese Zeit, dann darf er nicht wieder weg; anstatt daß man ihn vorher ins Pfefferland gewünscht hätte, muß er jetzt ein Stündchen dableiben. Bald zeigt es sich, daß des Hausherrn Wetteransichten sich bedeutend geändert haben: der Ostwind weht, und es giebt einen herrlichen Tag. Auch der Zustand des Landes ist nicht mehr so schlimm, und die unheilverkündenden Aussichten verschwinden eine um die andere; es ist nirgends etwas Beunruhigendes, denn die Noth der Arbeiter ist nur Folge einer augenblicklichen Arbeitslosigkeit und einzelner Fälle der Bedrückung durch Fabrikbesitzer. Die Nachahmungen in andern Theilen Deutschlands sind noch weniger zu fürchten; übrigens wird ja von Vereinen aller Art durch Concerte und Liebhaber-Theater Hülfe geleistet. — Jetzt ist der rechte Augenblick, um Unterschriften zu wohlthätigen Zwecken, Beitritt zu Suppen-Anstalten und Beisteuer zu Holz- und Decken-Verabreichung zu verlangen und zu erhalten. Aber nicht allein solche hoffnungsvolle Menschen- und Vaterlandsliebe erfüllt die Brust des glücklichen Mannes, der ein gutes Mittagsmahl eingenommen, sondern auch seine eigenen Angelegenheiten erscheinen ihm nun in einem schönern Lichte, als zu irgend einer andern Tageszeit. Er baut Luftschlösser, freut sich über die stets günstigern Fortschritte in seinen Verhältnissen, und fragt freundlich seine Frau, ob sie lieber Füchse oder Schimmel oder Rappen hätte, wenn sie je in den Stand kämen, sich welche anzuschaffen. Er beräth sich auch mit seinem Freunde über die beste Art, ersparte Kapitalien anzulegen, und fragt zugleich, ob es wahr sei, daß das große Gut in der Nachbarschaft verkauft werden solle; wenn es zur Versteigerung käme, bemerkt er, würde er auch dabei sein. Kurz, nach dem Mittagessen scheinen alle Dinge mit dem Rosenroth der Freude und der Hoffnung übergossen, oder, deutlicher gesprochen, das Essen ist das moralische Medium, durch welches wir die Gegenstände unserer Wünsche ansehen.

Das sind also die entgegengesetzten Wirkungen, die vor und nach dem Essen oft in demselben Menschen sich zeigen. Wir wollen nun auch den Gegenstand von einem größern, mehr allgemeinen Gesichtspunkte aus betrachten. Des Menschen Gedanken und Gefühle hängen größtentheils von den Eindrücken, die er erhält, ab, und er ist hoffnungs- oder verzweiflungsvoll, je nachdem diese Eindrücke angenehm oder peinlich sind; und wer kann läugnen, daß sie nach gestilltem Hunger freundlicher sind, als wenn dieser ungestüme Mahner mit unaufhörlichem Verlangen unser Inneres quält? Es giebt zweifelsohne auch Ausnahmen von dieser Regel, denn ich habe schon von Feinschmeckern gehört, die voll Begier nach Appetit sind, um ihn befriedigen zu können, und erst dann in Unmuth gerathen, wenn sie nicht noch mehr essen können. Doch das sind glücklicher Weise wenige und unnatürliche Ausnahmen. Die Natur mahnt uns durch unsere erschöpften Kräfte, wenn wir der Nahrung bedürfen, und straft uns durch Schmerzen, wenn wir ihr nicht gehorchen — oft nicht können! oder erfüllt uns mit Vergnügen, wenn wir ihren Befehlen nachkommen. Ich bleibe dabei, es ist, in der Natur der Männer wenigstens, eine allgemeine Regel: vor dem Essen mürrisch und auffahrend, nach demselben freundlich und gefällig. Da habe ich nun wahrhaftig einen Grundsatz aufgestellt, der für die Bittsteller und Günstlinge von unendlicher Wichtigkeit wird. Wie Mancher hat vielleicht schon sein Glück verscherzt, weil er denjenigen, der ihm hätte dazu verhelfen können, vor dem Essen anstatt nach demselben um seine Gunst anging! Ein etwas „üppiger" Student in Würzburg, den wir genau zu kennen die Ehre haben, ist so von der Wahrheit dieser goldenen Regel überzeugt, daß er stets die Episteln an seinen Vater um einigen Kassa-Zuschuß zu der Stunde auf die Post giebt, wo er weiß, daß sie dann bei ihrer Ankunft den alten Herrn gerade nach seinem Mittagschläfchen treffen. Die Sammler zu öffentlichen, wohlthätigen Zwecken machen schon längst ihre Ansprüche auf die erweichten Herzen beim Nachtisch eines Festessens.

Tausend Beispiele könnte ich noch anführen um es zu beweisen, daß die Fluth des Glücks und der Freigebigkeit nach dem Essen ihren höchsten Stand erreicht hat. Ach, wie traurig ist die Ebbe vorher! Da beginnen Zänke und Prozesse; erzürnte Väter stoßen fehlende Söhne ohne einen Kreuzer in die Welt hinaus. Darum glücklich die, die jenen wohligen Moment erhaschen, da man in friedlichen Behagen die Welt erschaut. Glücklich die Zeit in der es vielen Menschen vergönnt ist, sich dieses Wohlgefühl anzueignen.

Lokales.

Breslau, 15. Januar. Bei dem fortdauernd hohen Stand der Fruchtpreise verdient gewiß jeder Versuch, der ärmeren Volksklasse ein wohlfeileres Brod zu verschaffen, Beachtung. Wir nehmen daher keinen Anstand, die Versuche und Erfahrungen, welche Schulmeister Lorer in Uinmemmingen, O.-A. Neresheim, über die Benützung der Eicheln beim Brodbacken kürzlich gemacht hat, hier mitzutheilen. Um die, dem Eichelmehl eigenthümliche, Bitterkeit zu entfernen, legte er die Eicheln zuvor längere Zeit in kaltes Wasser und wendete so dasselbe Mittel an, welches man bei Eichenholz, das man sogleich zu Fässern rc. gebrauchen will, in Anwendung bringt, um die darin befindliche Gerberlohe auszuziehen. Derselbe beschreibt das von ihm befolgte Verfahren folgendermaßen:

„Die gesunden Eicheln wurden von den äußern Hülsen befreit, was ich mittelst Messer mit meinen Kindern nach dem Feierabend zu Stande brachte. Abgelegene Eicheln lassen sich gerben, auf jeder Gerbmühle, und werden auch auf diese Art von den Hülsen befreit, was ich ebenfalls erprobt habe. Sind sie von diesen Hülsen befreit, so werden sie entweder in Würfel geschnitten, oder gestoßen, dann in einen Zuber gethan und mit frischem Wasser begossen, so daß dasselbe etwa

einen Zoll hoch über der Masse steht. Nach Verlauf von 15 Stunden sieht dieses Wasser aus wie dicke Lauge mit Oel vermengt. Es wird nun abgelassen; die Masse muß aber gleich wieder mit frischem Wasser begossen werden, was man wieder so lange darauf stehen läßt. Sollte das zweite Wasser noch so trübe sein, so gießt man zum drittenmale Wasser daran, welches aber kaum 6—8 Stunden darauf stehen darf. Sodann nimmt man die Eicheln aus dem Zuber, trocknet sie im Backofen oder auf Herden am Stubenofen, bis sie so hart sind, daß man sie mahlen kann. Man kann das Mehl durch einen groben Mühlbeutel gehen lassen, oder auch als Groos mahlen, welches dann gesiebt werden muß. Nun mengte ich Roggenmehl unter dieses Eichelnmehl, je zur Hälfte, gut durch einander, säuerte Abends die Hälfte des Mehls durch Sauerteig an, brauchte die übrige Hälfte Morgens zum Einkneten und behandelte überhaupt Alles, wie man Roggen- oder Gerstenmehl zum Brotbacken behandelt. Auch zu andeeren Speisen, als Knödel, Spatzen und Rohrbrei ist dieses Eichelmehl, mit andrem Speisemehl vermengt, bei mir benützt worden. Ein Simri Eicheln kostet hier 24 bis 30 Kr., und gibt eben so viel Mehl, wo nicht mehr, als ein Simri Getreide. Ein Simri Roggen dagegen gilt zur Zeit 2 Fl. 20 Kr., ein Simri Gerste 1 Fl. 45 Kr. Folglich kostet dieses Surrogat nur den 4ten bis 5ten Theil, was Getreide kostet, und könnte somit für arme Personen von großem Nutzen werden."

Das auf diese Art gebackene Eichelbrod wurde in der That von Allen, die es versuchten, als wohlschmeckend und genießbar befunden. Uebrigens müssen wir bemerken, daß die Verwendung der Eicheln zu Brod nichts Neues ist, und wir wollen zur weiteren Aufklärung der Sache hier noch mittheilen, was im Haus-Lexikon darüber enthalten ist. Es heißt daselbst:

„Die Eicheln enthalten 38 Proc. Stärkmehl, und dieser Gehalt macht sie tauglich, zu Brod verwendet zu werden; nur muß der herbe Stoff, den sie zugleich enthalten, vorher entfernt werden, theils des Geschmackes wegen, theils weil er bei langem Gebrauche die Eingeweide angreift. Zu diesem Zweck läßt man die (nach einigen Angaben zuvor geschälten) Eicheln schroten und kocht sie entweder frisch mit Wasser, oder, was wirksamer ist, mit einer schwachen Aschen- oder Potaschenlauge, oder mit Kalkwasser aus, und spült sie nachher noch gut mit reinem Wasser ab. Auch Auskochen mit Wasserdampf soll allen bittern Geschmack entziehen, so daß sie nachher wie Kastanien schmecken. Die auf eine dieser Weisen entbitterten Eicheln läßt man dann zu Mehl malen und verbäckt dieses mit Getreidemehl zugleich, von dem man nicht zu wenig (etwa zwei Theile gegen einen Theil Eichelmehl) nehmen darf, weil das Eichelmehl schwer in Gährung kommt. In Norwegen soll man fast beständig Brot mit (durch heißes Wasser entbitterten) Eicheln backen und es für unschädlich halten. Auch in Italien und Tyrol wurde 1804 viel Eichelmehl (mit $^2/_5$ Weizenmehl) verbacken.

Uebersicht der am 24. Januar 1847 predigenden Herren Geistlichen.

Evangelische Kirchen.

St. Elisabeth. Frühpr.: Lektor Hesse, $5\frac{1}{2}$ U.
Amtspr.: Diac. Hilse $8\frac{1}{2}$ U.
Nachmittagspr.: Diac. Herbstein, 1 U.
St. Maria Magdalena. Frühpr.: Diac. Weiß, $5\frac{1}{2}$ U.
Amtspr.: Sen. Berndt, $8\frac{1}{2}$ U.
Nachmittagspr.: S. S. Ulrich, $1\frac{1}{4}$ U.
St. Bernhardin. Frühpr.: Sen. Krause, $5\frac{1}{2}$ U.
Amtspr.: Diac. Dietrich, $8\frac{1}{2}$ U.
Nachmittagspr.: G. S. Tusche, $1\frac{1}{2}$ U.
Hofkirche. Amtspr.: Past. Gillet, 9 U.
Nachmittagspr.: Exam. Weingärtner, 2 U.
11,000 Jungfrauen. Amtspr.: Pastor Letzner, 9 U.
Nachmittagspr.: G. S. Stricker, $1\frac{1}{2}$ U.
St. Barbara. Amtspr. f. d. Milit. Gem.: Garn. Pred. Hopff, $9\frac{1}{2}$ U.
St. Barbara. Amtspr. f. d. Civ. Gem.: Eccl. Kutta, 7 U.
Nachmittagspr.: Exam. Beier, $12\frac{1}{2}$ U.
Krankenhospital. Amtspr.: Pred. Dondorff, 9 U.
St. Christophori. Amtspr.: Exam. Milisch, 8 U.
Nachmittagspr.: Cand. Wuttke, (Betracht.) 1 U.
St.-Trinitatis. Amtspred.: Cand. Meusel, $8\frac{1}{2}$ U.
St. Salvator. Amtspr.: Pred. Kiepert, $7\frac{1}{2}$ U.
Nachmittagspr.: Eccl. Laffert, $12\frac{1}{2}$ U.
Armenhaus. Amtspr.: Pred. Jäkel, 9 U.

Katholische Kirchen.

St. Johann. (Dom.) Amtspr.: Canon. Dr. Förster.
St. Maria. (Sandkirche.) Amtspr.: Pfarrer Jander.
Nachmittagspr.: Cur. Bargander.
St. Vincenz.: Frühpr.: Cur. Scholz.
Amtspr.: Pfarrer Bendier.
St. Dorothea. Frühpr.: Capl. Renelt.
Amtspr.: Pfarrer Jammer.
St. Adalbert. Amtspr.: Cur. Kammhoff.
Nachmittagspred.: Capl. Aulich.
St. Matthias. Frühpr.: Cur. Kausch.
Amtspr.: Pfarrer Hoffmann.
St. Corpus Christi. Amtspr.: Capl. Bittner.
St. Mauritius. Amtspr.: Pfarrer Dr. Hoffmann.
St. Michael. Amtspr.: Pfarrer Seliger.
St. Anton. Amtspr.: Cur. Peschke.
Kreuzkirche. Frühpr.: Ein Alumnus.

Christkatholischer Gottesdienst.

St. Bernhardin. Amtspred.: Pred. Vogtherr, 11 U.
Im Armenhause. Nachmittagspr.: Cand. Schmidt, 3 U.

Maschinendruck und Papier von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.